

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 112.

Berlin, Sonnabend den 18. September

1847.

### Frankreich.

#### Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

Ein Denkmal, ein wahrhaftes Ehrendenkmal, das sie sich selbst gesetzt, sind die Briefe und Tagebücher, welche Fanny Sebastiani, Herzogin v. Praslin, hinterlassen. Zunächst für die Mitglieder der Pairskammer, die über den Herzog von Praslin zu Gericht sitzen sollten, war eine Sammlung dieser Briefe und zerstreuten Blätter, die sich in den Schreibpulten des Herzogs und der Herzogin in Paris, so wie auf ihren Schlössern in Melun und Praslin, fanden, als Manuscript gedruckt worden. Aus dieser Sammlung ist Mehreres in die französischen Zeitungen übergegangen, das, so wie alles Uebrige, was aus der Feder der Herzogin geflossen und über ihr unglückseliges häusliches Verhältnis Auskunft giebt, in größeren Kreisen bekannt zu werden verdient, weil dadurch der edeln, vielgeprüften Seele eine öffentliche Genugthuung wird, während das strenge Wort, das der Herzog Pasquier, als Präsident des Pairshofes, über die Berruchtheit der Gesinnung wie der Handlungsweise des Mörders ausgesprochen, seine vollständigste Rechtfertigung in diesen Aeußerungen der Gemordeten findet.

Die Briefe, die übrigens auch durch Gedanken und Styl so ausgezeichnet sind, daß sie, abgesehen von dem tragischen Interesse, welches sie gewähren, als werthvolle Erzeugnisse eines gebildeten Geistes aufbewahrt zu werden verdienten, beginnen, so weit sie uns vorliegen, mit einem Schreiben ohne Datum, das noch an den Marquis v. Praslin adressirt war, also aus einer Zeit stammt, wo dieser den Titel seines Vaters, welcher am 28. Juni 1841 starb, noch nicht geerbt hatte. Dieses Schreiben ist noch voll der innigsten Zärtlichkeit, und dem kalt und unempfindlich gewordenen Gemahl gegenüber klagt sich die allzugewissenhafte Gattin selber an, indem sie ihren kleinen Aufwallungen und ihrer Hinneigung zur Eifersucht die Schuld beimißt, daß er sich von ihr entfernt habe. Sie beschwört ihn, zu ihr zurückzukehren und ihr gemeinsames häusliches Glück nicht zu zerstören. „Wir sind noch sehr jung, Theobald,“ beginnt sie, „wir wollen uns daher nicht Beide zur Isolirung verurtheilen.“ „Was!“ ruft sie aus, „wir lieben uns, wir sind Beide reinen Sinnes, und wir sollten dem Geiste wie dem Herzen nach getrennt von einander leben! O, laß doch Dein Herz nicht durch ein wenig Eigenliebe zum Schweigen bringen; ich schwöre Dir zu, daß ich nur nach Deiner Zärtlichkeit, Deinem Vertrauen strebe; ich will die liebende, aber passive Hälfte Deines Lebens seyn.“ . . . „Du suchst Zerstreungen,“ fährt sie fort, „aber bist Du in der That glücklich? O nein, mein Freund, man ist es nicht mit einem Herzen wie das Deinige und einem Leben, wie wir es führen . . . Mein Bielgeliebter, wessen klagst Du mich an, wenn es nicht meine Argwöhnungen und meine Aufwallungen sind? Hat aber nicht jedesmal der kleinste Beweis Deiner Zärtlichkeit hingereicht, die einen wie die anderen zu unterdrücken? O, gib Deiner Aufgeregtheit, Deiner Empfindlichkeit nicht nach, sey nicht unerbittlich. Mein Herz bricht sonst, Theobald! Mitleid, ja Mitleid mit der, die Dich liebt! . . . Mein Freund, mein Bielgeliebter, o wenn Du wüßtest, mit welcher Lust ich heute Abend Deinem Vater zuhörte, als er Dir Lobprüche erteilte, als er sein Erstaunen über das aussprach, was Du Alles kannst, wenn Du nur willst. Ja, ich war glücklich und stolz, aber ich — ich war nicht erstaunt darüber, denn ich weiß es ja seit langer Zeit, wie groß Dein Werth ist. Deine Frau ist zu stolz auf Deine Erfolge, zu glücklich darüber, als daß sie nicht verdienen sollte, auch Deinen Kummer und Deine Sorge zu theilen . . . Hast Du mich jemals, zu irgend einer Zeit, einem Vergnügen den Vorzug geben sehen, wenn ich das Glück haben konnte, Dir nahe zu seyn? Und gleichwohl bist Du im Grunde vielleicht eifersüchtiger als ich. Gott weiß, wie weit Dein Argwohn in dieser Beziehung geht, denn ich kann mir sonst nicht denken, welchem Motive ich Deinen geheimen Kummer zuschreiben soll . . . Das Leben ist so kurz, mein Bielgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneins, getrennt sind. Bald werde ich es nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die stets zurückgewiesen werden, wie meine Liebkosungen; in Deinem Charakter liegt es ja nicht, den ersten Schritt zu thun, und so wird unser jetziges Verhältnis zur Gewohnheit werden. Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um noch einen Versuch zu machen, und so wird das Leben hingehen: Du wirst nicht glücklich seyn, und Deine Frau wird vor Gram sterben. O, kehre zurück, zurück zu ihr!“

Dieser erste Brief scheint uns um mehrere Jahre älter, als die in der Sammlung folgenden, welche mit dem Jahre 1840 beginnen; dafür spricht

nicht allein die Bemerkung: „wir sind noch sehr jung“ \*) sondern auch die darin herrschende Liebesgluth, die noch nicht durch die traurigen Erfahrungen der nächsten Jahre abgekühlt war. Der zweite, vom 21. März 1840, ist schon voller Resignation, und wenn auch hin und wieder noch Hoffnungsstrahlen durchblicken, thut sich doch der Zweifel, das Glück der Häuslichkeit jemals wieder hergestellt zu sehen, schon in tiefen Schmerzenslauten kund. „So lange ich,“ schreibt sie ihrem Gatten, „noch die Hoffnung einer Wiederannäherung, einer Ausöhnung hegte — und ich hatte deren noch vor kurzem sehr viele — schwebte ich beständig zwischen Freude und Furcht, was mich zuweilen zu launenhaften und bitteren Aeußerungen trieb, jetzt aber, wo das Opfer vollendet ist, können Sie ruhig seyn. Unseren Kindern, den Leuten, der Familie und der Welt gegenüber soll Nichts Sie verklägen, daß Sie mein Glück vernichtet haben . . . Wir sind getrennt, und obwohl es bereits drei Jahre her sind, daß wir so leben, als ob wir es wären, so blieb doch die Hoffnung; der gestrige Tag hat auch diese getödtet.“

Es folgen nun eine Reihe von Blättern aus einem kleinen, eingebundenen und mit einem Schlosse versehenen Buche, auf dessen erster Seite die Worte standen: „An meinen Gatten, den Herzog v. Praslin. (Für ihn allein.)“ Zweimal, schreibt sie, habe sie die bereits mit ihrem Kummer bedeckt gewesenen Blätter ausgerissen und verbrannt, weil doch immer wieder ein Augenblick der Hoffnung zurückkehrte und sie dann keinen Zeugen ihrer Verlassenheit und ihres Schmerzes mehr haben wollte. Aber nun habe ihr der Gatte auch die Kinder weggenommen: dies könne sie sich nicht durch seine Gleichgültigkeit, ja nicht einmal durch seinen Haß, sondern nur durch seine Verachtung erklären, und dieser wolle sie durch Niederschreiben ihrer Gedanken entgegentreten. „Meine Kinder!“ ruft sie, „kannst Du glauben, daß ich sie verderben werde? Du weißt ja, daß mein Herz und mein Leben rein sind, und Du weißt ja, daß es wenige Mütter giebt, die, welche Schuld auch auf ihnen lasten möge, eines solchen Verbrechens fähig wären!“ Sie ruft ihm die Erinnerung an den im vorigen Jahre erfolgten Tod seines Vaters zurück, bei welcher Gelegenheit er einen Augenblick zur Besinnung zurückgekehrt zu seyn scheint, indem er es aussprach, ein neues Leben beginnen zu wollen, aber die Freude war von kurzer Dauer: bald fiel er in den alten Stumpf sinn wieder zurück, in welchem er die große Seele dieser Frau entweder nicht zu würdigen vermochte oder auch aus Furcht, vor ihr „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ zu erscheinen, nicht würdigen wollte. Die arme Frau täuschte sich immer von neuem, denn sie täuschte sich gern, mit der Hoffnung, daß er sie im Herzen doch noch liebe und sein Gefühl nur zu unterdrücken suche. Erst als er anfing, seine sinnlichen Zerstreungen nicht mehr bloß außer dem Hause zu suchen, sondern auch mit der Gouvernante der eigenen Kinder in ein unsittliches Verhältnis zu treten, da gingen ihr die Augen völlig auf, und sie erkannte den geist- und herzlosen, nur von der Sinnenlust noch in Bewegung gehaltenen Menschen in ihm. „Wie er doch verändert ist!“ heißt es in einem ihrer Tagebuchblätter. „Immer ist er traurig, mürrisch, unzufrieden mit aller Welt, mißtrauisch gegen Jedermann und über die geringfügigsten Dinge ärgerlich. Man sieht, hier rächt sich das Gewissen. Ich, die ihn so sehr geliebt, ich vermag ihn kaum noch zu erkennen; es kommt mir oft vor, als wäre es nicht mehr derselbe Mensch. Das ist die Frucht des Mangels an religiösen Grundsätzen und sittlichen Ideen, das die Frucht des Müßigganges und der Trägheit. Er war zu etwas Besserem bestimmt: denn der Keim des Guten lag in ihm; aber wenn es in unserer Jugend veräumt wird, in uns einen weiten und tiefen Blick für die Dinge, den Enthusiasmus für das Große, auszubilden, dann vegetiren wir im Leben fort, bis die aller Spannkraft entbehrenden Geisteskräfte erloschen und die Materie allein an ihre Stelle getreten ist.“

Zum erstenmale erwähnt sie der Dlle. Deluzy in einem vom 24. Januar 1842 datirten Blatte. „Du hast mir meine Kinder entrißen“, schreibt sie, „um sie einer leichtfertigen Person anzuvertrauen, die Du kaum kanntest; Du hast ihr die Erfüllung aller meiner Pflichten, alle meine Freuden, alle meine Autorität überlassen. Sie hat das Recht, über mein theuerstes Besitztum, über meine Kinder, zu verfügen; sie ist meines Gatten Gefährtin, die das Recht sich erworben, zu jeder Stunde, unter allen Umständen in dasjenige Zimmer einzutreten, in welches ich, Deine Frau, die Mutter Deiner Kinder, nicht mehr das Recht habe, zu kommen, selbst wenn Du krank bist.“ — Unterm 23. April 1842 schreibt sie, Dlle. Deluzy habe die edle Dreistigkeit gehabt, ihr zu sagen: „Ich bedaure, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich ist, als Vermittlerin zwischen Ihnen und Herrn v. Pras-

\*) Die Herzogin war im Jahre 1807, er im Jahre 1805 geboren.

in zu dienen; aber in Ihrem Interesse rathe ich Ihnen doch, auf Ihre Art und Weise, mich zu behandeln, ein wenig Acht zu haben. Ich kann mir wohl denken, daß es Ihnen peinlich sey, von Ihren Kindern getrennt zu seyn, aber nach dem, in dieser Hinsicht ausgesprochenen positiven Entschluß des Herrn v. Prastin zu urtheilen, muß er wohl sehr triftige Gründe zur Ergreifung einer solchen Maßregel haben und bleibt mir nur die dringende Pflicht, dem nachzukommen."

Wie es möglich war, mit einer solchen Person noch fünf Jahre unter Einem Dache zu leben, läßt sich nur aus der Liebe der Mutter, die ihre Kinder nicht ganz verlassen wollte und aus dem edlen Selbstgefühl der Herzogin, die jeden Aufsehen machenden Schritt zu vermeiden suchte, erklären. Täglich erneuerte sich während dieser fünf Jahre das Märtyrertum dieser Frau, die, hinsehend unter Seelenleiden, sich durch den Beistand der Religion stets neue Stärke zu gewinnen weiß. Ihr Tagebuch giebt Auskunft über das, was sie im Interesse ihrer Kinder von Zeit zu Zeit noch bei ihrem Gatten zu erwirken versucht; nur das Eine gelang ihr, daß sie sich doch mit ihren Kindern in direkter Berührung blieb, aber nicht ohne sich dabei, der Olla. Deluzy gegenüber, viele Kränkungen und Zurücksetzungen gefallen lassen zu müssen. Erst im Juli 1847 wurde, nachdem der Vater der Herzogin, Marschall Sebastiani, eingeschritten war, die Entlassung der Olla. Deluzy beschlossen. Ueber die Zustände des Prastinschen Hauses zur Zeit dieses Beschlusses giebt uns ein vom 13. Juli 1847 datirtes, „Mes Impressions“ überschriebenes Tagebuchblatt der Herzogin Auskunft. Es ist das letzte von ihrer Hand: einen Monat später sollte sie unter den Streichen ihres gefühllosen Gatten ihr schönes Leben enden. Wir theilen dieses Blatt hier vollständig und in einer so treu als möglich veranstalteten Uebersetzung mit, weil es am tiefsten in die Seele der Unglücklichen blicken läßt, obwohl auch dadurch zu der Lösung des unheimlichen Räthfels, auf welche Weise der Befuch, den der Herzog am Abend mit zweien seiner Kinder bei Olla. Deluzy gemacht, und das von derselben, so wie von der Leiterin der Pensionsanstalt, in der sie Unterricht erhielt, gewünschte Entlassungsschreiben der Herzogin in der folgenden Nacht die Ermordung derselben herbeiführen konnte, keinesweges etwas beigetragen wird. Ein vom 19. Juni 1847 datirtes, an Olla. Deluzy gerichtetes, sehr wohlwollendes Schreiben der Herzogin, worin sie der Ersteren ihre Empfehlung an Lady Lancaster und durch dieselbe an Lady Hishop, so wie auch Briefe an die Gräfin Hahault und an Miss Elyphinstone, anbietet, findet sich sogar in der Sammlung abgedruckt. — Das obgedachte letzte Blatt der Herzogin lautet folgendermaßen:

„Es ist lange her, seitdem ich geschrieben habe, inzwischen hat sich seitdem nichts geändert; sie soll, heißt es, abgehen, wenn wir nach Prastin ziehen, aber einstweilen übt sie noch ihre Herrschaft ganz unumschränkt. Vater und Kinder — Alles hält sie unter ihrer Zucht. Ich begreife sie wohl, wenn sie entschlossen jede Schande auf sich nimmt, aber ihn, sein Betragen kann ich mir nicht erklären. Er schreit über Verleumdung, aber er giebt doch zu, daß der Anschein böse sey, und täglich macht er diesen Anschein schlimmer, giebt er allen skandalösen Auslegungen mehr Stoff. Er behauptet, daß man seinen Umgang verleumde, und doch zeigt er es öffentlich, daß ihretwegen zwischen ihm und meinem Vater ein Bruch stattgefunden; ja, mit uns bricht er und sie verläßt er nicht! Es giebt keinen räthselhafteren Charakter eines Mannes. Ist es übermäßige Verderbtheit oder übermäßige Schwäche? Verderbtheit, — aber wie ist es möglich, so weit zu gehen, daß man das Wohl seiner Kinder mit Füßen tritt? Wie, sollte er vor dieser Frau so viele Furcht haben, daß er es, so lange sie im Hause ist, nicht wagt, Kinder ihrer Mutter zurückzugeben, Rücksichten für seine Frau zu haben? Wer hat ihr diese Herrschaft über ihn verliehen? Das geht nicht natürlich zu: sie muß durchaus ein Mittel besitzen, ihn durch Drohungen zu imponiren. Armer Mann! ich beklage ihn wirklich. Welches Leben führt er, welche Zukunft bereitet er sich! Wenn er sich zu zwei- und vierzig Jahren so von Intrigantinnen beherrschen und hin- und herziehen läßt, was wird erst geschehen, wenn er alt ist!

„Und wie habe ich ihn einst geliebt! Er muß doch durch diese schlechten Geschöpfe sehr verdorben worden seyn, denn wenn ich sehe, was er jetzt ist, so kann ich mir das, was mir jene leidenschaftliche Liebe eingefloßt, durchaus nicht erklären. Es ist nicht mehr derselbe Mensch: wie doch der Geist in ihm erloschen, das Herz eingeschrumpft ist! wie sorgenvoll, gelangweilt, reizbar er geworden! Nichts regt ihn an, nichts interessiert, nichts begeistert ihn: keines jener edelmüthigen, leidenschaftlichen, enthusiastischen Gefühle scheint mehr in seinem Herzen, in seiner Seele zu leben. Stellung, Vermögen, Alles hatte er, was ihm eine nützliche, glänzende, glückliche, ehrenvolle Existenz verleihen konnte. Alles ist in ihm gelödet: er interessiert sich für nichts, weder für sein Vaterland noch für seine Kinder; er hält sich an Gouvernanten: er ist ihr cavaliere serviente, so lange bis er ihr Sklave wird. In der That glaube ich, daß es ihm nur darum zu thun, Olla. D. zu behalten (die er seit anderthalb oder zwei Jahren nicht mehr liebt), weil er Furcht hat, daß sie ihm, wenn sie einmal fort von hier wäre, das Leben zu sauer machen würde. Mein Gott, welche Existenz!

„Seltsam ist es übrigens, daß er, wie ich sicher bin, der festen Meinung ist, ich wolle nur aus Liebe zu ihm und aus Eifersucht die Entfernung der Olla. D. Er will durchaus nicht begreifen, daß das Einzige, was einen Einfluß auf mich übt, jetzt und für immer meine Kinder sind. Er meint, es sey Liebes-Verdruß, den ich habe, und das schmeichelt ihm, kurios! ja, ich zweifle nicht, daß, wenn er meine Liebe nicht für unauflöslich gehalten hätte, er mit größerer Schonung gegen mich, mit geringerer Unwürdigkeit gehandelt haben würde. Welche Täuschung! Welche übermäßige Eigenliebe! Es ist vielleicht möglich, im Grunde des Herzens Liebe für einen Mann zu behalten, der uns so behandelt, wenn dieser Mann von einer anderen Seite unsere Bewunderung

erregt, durch außerordentliche Werke in unseren Augen an Achtung gewinnt; aber einen Mann, der sich über das Alltägliche nicht erhebt, einen gewöhnlichen Mann liebt man nur, wenn er gut, rechtschaffen, gewissenhaft ist und uns das Leben angenehm macht. Es ist nicht notwendig, selbst Großes zu thun, aber man muß es empfinden, bewundern, sich dafür interessieren können. Ich vermag es nicht zu sagen, wie sehr dieses höhnische, von Allem gelangweilte Wesen, diese Unmöglichkeit, sich an irgend etwas lebhaft zu betheiligen, jedes Vertrauen in ihn bei mir erstickt hat. Ich dachte ihn so anders; ach, er muß auch wohl anders gewesen seyn; ich hätte ihn ja niemals lieben können, wenn er immer wie jetzt gewesen wäre. Gewiß, in seinem Herzen, in seinem Verstande war Fonds genug vorhanden, aber der Mangel an festen Grundsätzen, an Moral und Religion und seine Geistessträgheit haben das Materielle in ihm die Oberhand gewinnen lassen. Und bei allem diesen seine Töchter erziehen wollen! — Wie er sich hat isoliren lassen! Er besitzt nicht einen einzigen wirklichen Freund, er hat keine anderen Verbindungen, als die ihm seine Vergnügungen zuführen und die, wegen seiner Schwäche, Ketten für ihn werden, sobald er sich von ihnen losmachen will. Ach, es ist schrecklich! wie ein schweres Bleigewicht lasten die Ansprüche der Frauen auf ihn, mit welchen er in Verhältnissen steht. Wie doch die Männer wunderbar sind! Immer hat er um Personen halber, die er nicht liebt, mich hingecopfert, zurückgestoßen, verläßt, mißhandelt und verlassen — mich, die ihn nur liebte, mit einer unerhörten Leidenschaft liebte, mit einer Gluth, die mir unbegreiflich scheint, und jetzt — ich weiß es nicht — aber vielleicht zieht er mich im Grunde seines Herzens jenen Frauen vor, die er verachtet und fürchtet — während ich ganz entzaubert von ihm bin.

„Für mich wird es jetzt immer schlimmer seyn: er fühlt die Größe seines Unrechts zu sehr: er trägt einen Groll lange nach und vermag nicht zu begreifen, daß ich verzeihen und vergessen kann. Mein Verdienst ist dabei gar nicht so groß; ich kann nur eifersüchtig seyn, wenn ich liebe, und dann verzeihe ich leicht; und seitdem meine Gefühle nicht mehr dieselben sind, habe ich auch gegen ihn nur insofern etwas, als er meinen Kindern Unrecht thut. Unsere Lage ist eben so wunderbar als traurig: während er den Vergnügungen nachhief, habe ich mich ihrer ganz und gar entwohnt; er hat Genüsse, aber keine Liebe gefunden, meine Liebe dagegen ist in Thränen erstickt, und ich habe kein — — Kurz, was bei dem Einen sich verflüchtigte, hat sich vielleicht bei dem Anderen erhalten und so umgekehrt — — Wie soll alles dieses endigen? Ich glaube nicht, daß es je zu einer vollständigen Ausöhnung kommen werde, wie es für unsere Kinder wünschenswerth wäre. Er wird mich immer fliehen, weil er sich im Unrecht fühlt, und ich werde ihn eben so wenig auffuchen, selbst nicht um meiner Kinder wegen! Ein Gefühl von Scham wird mich immer zurückhalten, einem Manne Avancen zu machen, und wäre es auch mein Gatte, sobald ich an meiner Liebe zu ihm zweifle und fühle, daß andere, so viele Jahre niedergehaltene Ideen mich rascher als mein Herz in seine Arme treiben könnten.

„Mein Gott, Du allein weißt es, welche Entbehrungen des Herzens und jeder anderen Art ich erlitten; wenn ich den Versuchungen nicht erlag, so gebührt Dir, o Herr, der Ruhm; Du warst meine Stütze, meine Kraft. O, verlaß mich jetzt nicht, denn ohne Dich würde ich unterliegen. Mein Gott, mein Gott! stütze Du, führe Du mich; ich habe Furcht vor der Zukunft, vor den Drohungen, die er ausgestoßen, vor den Schwierigkeiten, die sich alle Tage neu erheben werden; aber Du wirst mit mir seyn, mein Gott, daß habe ich die Zuversicht: Du wirst der armen Mutter helfen, der Du die Kraft verleihen, für ihre Kinder zu kämpfen. Herr, siehe mir bei!“

Das Trinumvirat der französischen Revolutions-Geschichtsschreiber Louis Blanc, Michelet und Lamartine vor dem Forum der französischen Kritik.

### 3. Lamartine.

Die sehr ausführliche und gebiegene Beurtheilung, welche die „Geschichte der Girondisten“ seitens unseres Referenten in dem erwähnten Artikel der Revue Indépendante erfahren hat, fordert uns zu einer genaueren Mittheilung der Hauptgedanken um so mehr auf, als wir bisher den Leser nur mit einer Episode des Lamartineschen Werkes bekannt gemacht haben, ohne ein Urtheil über dasselbe beizufügen:

„Der Punkt, bis zu dem Michelet seine Geschichte geführt hat, ist fast derselbe, von dem aus Herr von Lamartine die seinige beginnt: nämlich der Tod Mirabeau's. Seine nur einige Monate umfassende Erzählung umfaßt die erhabenste und tragischste Epoche der Revolution. Wir schauen nach und nach der Gründung der Republik, dem Prozeß und dem Tode des Königs, den Kämpfen der Gironde und des Berges, endlich jener gewaltigen Krise des Thermidor zu, durch welche mit Robespierre auch die gewaltsame, aber reine Idee der französischen Demokratie gestürzt und die Intrigue und Ausschweifung, die würdige Geburtsstätte des Direktoriums, an deren Stelle gesetzt wurde. — Mit großer Reue sah man dem Erscheinen dieses neuen Werkes des Verfassers der „Meditationen“ entgegen. Wird der Historiker Lamartine das Niveau des Dichters Lamartine erreichen? Wird diese sanfte und zarte Stimme, durch deren harmonischen Klang sich fühlende Seelen in schöne Träume einwiegen ließen, männliche Kraft und erhabene Stärke genug entwickeln können, um uns das große Schauspiel unserer socialen Wiedergeburt

zu erzählen? Zwar hat uns der Meonertitel den Dichter eben so berechtigt gezeigt, wie unsere großen Redner; aber haben nicht aus dieser Berechtigung selbst jene Schwankungen des Gedankens, jene Wellenbewegungen des Worts hervorgeklungen, welche die dichterische Anschauung und Darstellung charakterisieren? So fragten die Freunde des Dichters mit geheimer Besorgnis, und die Eifersüchtigen und Reibischen wiederholten sie mit der verrätherischen Hoffnung auf baldigen Triumph. Eine andere, noch bedenklichere Frage bewegte das Publikum: Was wird die politische Ansicht des Geschichtsschreibers seyn? Für welche Partei wird er sich bei der Schilderung jener großen, die Geburt der Revolutionen verklärenden Debatten erklären? Wird er mit der Versammlung für den Tod Ludwig's XVI. stimmen? Wird er sich zur Bergpartei oder aber zu der der Girondisten schlagen? Für die letztere Annahme schien schon der Titel seines Werkes zu sprechen. Auch lag der Gedanke nahe, daß er durch eine gewisse von der Kunst und die Poesie erzeugte Sympathie zu den Girondisten hingezogen fühlte. Ja, es war kein Zweifel mehr: das Publikum durfte einen Panegyriker der Gironde erwarten.

„Alle diese Zweifel und Vermuthungen verschwanden bei dem Erscheinen des Buchs. Die Schnelligkeit, mit der es veröffentlicht wurde, mußte in wenig Tagen jede Ungewißheit vernichten. Das Werk Lamartine's gleicht so wenig irgend einem anderen dieser Gattung, daß diejenigen sehr in Verlegenheit gerathen dürften, deren Tendenz auf eine bestimmte Klassifizierung aller Dinge geht. Man kann nicht sagen, daß es Geschichte im strengen Sinne des Wortes enthalte; die Geschichte hat gewöhnlich einen anderen Zuschnitt, einen anderen Ton. Noch weniger kann man es eine Chronik nennen; dazu fehlt ihm die Einfachheit des Stils. Auch zu den Memoiren kann es nicht gezählt werden, da es sich, obwohl in vieler Rücksicht ähnlich, in anderer wieder beträchtlich entfernt, besonders in der zu wenig familiären Form, die jenen eigenthümlich ist. Endlich fürchten wir den Verfasser in seinem Werke zu befechtigen, wollten wir es, wenn auch nur in entferntester Beziehung, mit jenen modernen Schreibereien vergleichen, die unter dem Namen des „historischen Romans“ ein usurpirtes Monopol auf die Plünderung der Annalen unserer und anderer Nationen ausüben. — Diese originale und neue Physiognomie der Geschichte der Girondisten verlangt eine ganz besondere Betrachtung und vor Allem die Rücksicht, daß man sie nicht nach hergebrachten Schemen beurtheilt.“

Der Kritiker geht nun näher auf die Eigenthümlichkeit der uns von jeher als Vorbilder aufgestellten Geschichtsschreiber des Alterthums, insbesondere des Thucydides, Tacitus, Livius und Sallust, ein, indem er trotz aller Anerkennung ihrer großen Eigenschaften an die moderne Geschichtschreibung die Forderung stellt, daß sie „das Alterthum, das uns so treffliche Vorbilder gegeben, nicht zum Kerker des modernen Geistes“ werden lasse. Dieser Gedanke reicht für uns vollkommen hin, um zu wissen, auf welchem Standpunkt sich der Referent dem Lamartineschen Werke gegenüber gestellt wissen will. „Der Mensch der Gegenwart“ — fährt er darauf fort — „ist bei weitem nicht so einfach, sondern viel beweglicher und vielgestalteter in seinem Leben, als der antike. Während Letzterer auf dem Forum und der Agora sein Gesammtleben so zu sagen konzentrierte, gehört die eine und vielleicht größere Seite unseres modernen Lebens dem häuslichen Herde und der Familie an, so daß man kaum die Hälfte seiner Entwicklung in der Arena des öffentlichen Lebens erschwehen sieht. Will man nun die Ursachen seiner Bewegungen begreifen, so ist man mehr als einmal gezwungen, ihm in die Kulisken zu folgen, hinter denen er seinen Heerd errichtet hat und die ihn dem Blide halb verbergen. Dies ist auch das Recht und die Pflicht des Geschichtsschreibers, dem die Wahrheit als das letzte und erste Kriterium seiner Darstellung gelten muß. Daß Herr von Lamartine dieses Recht in Anspruch genommen, deshalb können wir ihn also nicht tadeln: diese Einzelheiten und Spezialitäten gehören nicht minder der Geschichte an, als die großen Thatfachen, und oft sind es jene allein, aus denen diese erklärt werden können, denn sie zeigen uns nicht selten die geheimen Federn, durch die das Spiel und die Thätigkeit der äußeren Handlungen bewirkt und geregelt werden. Leider aber haben nicht alle von Herrn von Lamartine mitgetheilten Details diese tiefere Bedeutung. Zuweilen gehören sie nur der äußeren und materiellen Scenerie an, die in einem Geschichtswerke nicht so sehr in den Vordergrund treten darf. Vergleichen hätte der berühmte Verfasser Herrn Balzac und dessen Lebensbilder überlassen sollen. Einen wie großen Mißgriff er hierin begangen, zeigen am besten die Debatten, die sich hierüber erhoben. Mehr als Ein Schriftsteller hat ihm z. B. bewiesen, daß das Haus Rolands keinen Taubenschlag befehlen, wie Herr von Lamartine behauptet hat. In der That ein würdiger Gegenstand der Diskussion!“

„So viel über die allgemeine Methode des Werks. Was den Inhalt, d. h. die Darstellung und Auffassung der Thatfachen, betrifft, so hat der Verfasser statt aller Analyse derselben, die seiner dichterischen Begeisterung widerstrebt, es vorgezogen, die Begebenheiten und Charaktere zu gruppieren und dadurch eine Reihe von Gemälden zu schaffen, wodurch zwar die Aufmerksamkeit des Lesers aufs Höchste gefesselt, zugleich aber zerstückelt und isolirt wird. Denn der Faden der Geschichte, das sich in den einzelnen Thatfachen und Personen nur abspiegelt, kontinuierliche Leben der Zeit verbirgt sich hier hinter den einzelnen Scenen, die den Blick anziehen, aber auch eben so sehr — nämlich von der Idee des Ganzen — abzichen. Um diesem Mangel etwas abzuwehren, ist der Verf. in einen anderen Fehler verfallen: damit nämlich in dieser unterbrochenen Erzählung die Einheit nicht ganz verloren ginge, ist er mehrmals gezwungen gewesen, zu Wiederholungen seine Zuflucht zu nehmen, wodurch uns zwar die Reihe seiner Gedanken, zugleich aber der Mangel an organischem Zusammenhalt seiner Schilderungen deutlich wird. Ein anderer Nachtheil,

der mit dieser Behandlung der Geschichte in naher Verbindung steht, besteht darin, daß die Dinge und ihre Beziehungen auf einander darin nicht immer ihre wahren und natürlichen Größenverhältnisse bewahrt haben, indem bald Scenen, die für die Gesammtentwicklung weniger wichtig, aber für die Schilderung geeigneter waren, eine verhältnißmäßig zu große, bald anderen, die an poetischen Elementen ärmer, in historischer Rücksicht wesentlicher waren, eine zu kleine Ausdehnung gegeben worden ist. Wir führen als Belege für das Erstere nur die verschiedenen Reizeiten an, bei deren Schilderung der Verfasser die Phantasie eines Dante seine Farben hat mischen lassen.“

(Schluß folgt.)

## Nord-Amerika.

### Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

(Schluß.)

Santana hatte von neuem Mexiko verlassen, wo seine Gegenwart, wie die Kunde der Ereignisse von Vera-Cruz, die Ruhe wieder hergestellt. Er hatte alle Streitkräfte der Republik um sich versammelt und schien entschlossen, zu siegen oder auf den Höhen von Cerro-grande zu sterben. Die Dispositionen, die er that, die Verteidigungsfähigkeit dieser neuen Thermopylen noch zu steigern, machten seiner Einsicht Ehre. Der Cerro-grande und die beiden Berge, zwischen denen er sich erhebt, wurden durch Redonien mit Geschütz vertheidigt: auf den Höhen, welche den drei Cerros gegenüberliegen, nahm Santana sein Hauptquartier, das, durch seine Steilheit an sich schon uneinnehmbar, noch durch eine Verpallisadirung von Baumstämmen geschützt ward, so daß hinter dieser Deckung die mexikanische Infanterie ein mörderisches Feuer auf den Angreifenden unterhalten konnte. Endlich war die Straße selbst durch einen breiten, von fünf Geschützen und 2000 Mann vertheidigten Graben durchschnitten: 12,000 Mann in der vortheilhaftesten Stellung erwarteten so eine fast gleiche Anzahl Amerikaner. In seinem Unter-Befehlshaber hatte Santana eben den Ampudia ernannt, welcher die Capitulation von Monterey unterzeichnet hatte.

Am 17. April Nachmittags erschien die amerikanische Vorhut unter General Twiggs am Eingange des Defilees. Die Arriergarde unter General Scott eilte, sich ihr anzuschließen. Eine Reconnoszierung überzeugte die amerikanischen Generale von der Unmöglichkeit, die Cerros zu umgehen, die mexikanischen Stellungen mußten weggenommen werden, allein mit welcher sollte man den Anfang machen? Das Lager links der Straße angreifen, hieß sich einem unvermeidlichen Untergang aussetzen; wandte man sich zur Rechten, so gerieth man in das Feuer des Cerro-grande. Der General Scott schlug einen Mittelweg ein, er befahl seinen Truppen, sich links zu halten, das mexikanische Lager nicht anzugreifen und sich dem Feuer des Cerro zu entziehen. Dieses Manöver wurde jedoch den Mexikanern durch einen Ueberläufer verrathen und daher vereitelt. Der General Scott sah die Nothwendigkeit, einen der Cerros zu besetzen, ein, um die Bewegungen seiner Truppen zu erleichtern, und sendete die Division Twiggs gegen diejenige der mit dem Cerro-grande zusammenhängenden Höhen, die ihm am schwächsten vertheidigt sahen. In der That gelang es, die Stellung, trotz des Kreuzfeuers von den beiden benachbarten Höhen, wegzunehmen, und hiermit war die Arbeit des Tages gethan. Beide Heere brachten die Nacht in gleicher Unthätigkeit zu.

Am anderen Tage, den 18ten, erhielt General Twiggs Befehl, die am gestrigen Tage gewonnene Stellung zu verlassen und den Cerro-grande selbst anzugreifen; die Aufgabe, den letzten der drei Cerros zur Rechten der Straße wegzunehmen, fiel dem General Worth zu, während General Shields sich des dieselbe durchschneidenden Grabens bemächtigen sollte. Der General Pillow endlich, mit einer Brigade, erhielt den Auftrag, den Feind von den übrigen Höhen, die er besetzt hielt, zu vertreiben. Der Entwurf zur Schlacht umfaßte mithin vier verschiedene gleichzeitig auszuführende Operationen.

Ohne Zweifel war Twiggs Auftrag der schwierigste. Ein kräftiger Widerstand empfing seine Truppen, die mexikanischen Kanoniere ließen sich auf den Stücken, die sie nicht Zeit gehabt hatten, loszubrennen, niederfädeln. Man schlug sich, wie beim Entern, mit Messern und Degen. Der mexikanische General Baldez und viele der Seinigen fielen: der Rest entwich und zog sich nach der Straße zurück. Die Amerikaner, Meister der feindlichen Batterien, feuerten die Geschütze gegen die Flüchtlinge, und bald waren die Abhänge des Berges mit Todten besäet.

Die anderen drei Operationen gelangen nicht alle eben so. General Worth zwar bemächtigte sich der Redoute, die auf der dem Cerro-grande benachbarten Höhe lag, ohne Blutvergießen, aber den General Shields, der die Graben-Batterie nehmen sollte, empfing ein mörderisches Feuer und er fiel an der Spitze seiner Division. Nur die Wegnahme des Cerro-grande bestimmte endlich die Mexikaner, auf diesem Punkte die Waffen niederzulegen. Der Verlust der Amerikaner würde sonst weit beträchtlicher gewesen seyn. Dem General Pillow endlich mit seiner Brigade erging es noch trauriger, als Shields Truppen. Eine mexikanische Batterie, die glücklich demaskirt ward, streckte ihm fast ein ganzes Regiment nieder, so daß er sich zurückziehen mußte, und nur der Erfolg der drei anderen Operationen überhob ihn der Gefahr eines erneuerten Versuchs. Die Mexikaner, sich überall besiegt sehend, streckten vor ihm, wie vor Shields, Worth und Twiggs, das Gewehr. Die Schlacht war zu Ende, ein vollständiger Sieg öffnete den Amerikanern den Weg nach Mexiko.

30,000 Gefangene, unter ihnen die besten Offiziere der mexikanischen Armee, 20 Geschütze und 22,000 Pfister, die sich unter dem Gepäck Santana's fanden,

waren die übrigen Resultate des Tages von Cerro-grande. Was Santana selbst angeht, so hatte er gleich beim Beginn des Treffens das Schlachtfeld verlassen, Ampudia, sein Unter-Befehlshaber, schwang sich, sobald er die Erstürmung des Cerro-grande vernommen, auf einen kräftigen Renner und entwich in der Richtung von Talapa mit solcher Eifertigkeit, daß er seinen Hut, den ihm der Wind vom Kopfe nahm, im Stiche ließ. Man verfolgte Santana, allein es war zu spät, um ihn zu erreichen. Die Gefangenen, mehr eine Last als ein Vortheil für Scott, wurden auf ihr Wort entlassen, den General Vega ausgenommen, der es sich als eine Gunst ausbat, Gefangener der Amerikaner bleiben zu dürfen. Ohne Zweifel glaubte er sich unter dem Zelte des Generals Scott sicherer als in den Mauern von Mexiko.

Wir müssen darauf verzichten, auf das Detail der weiteren Operationen einzugehen; nach dem Siege von Cerro-grande ist für Mexiko nur noch ein Guerillakrieg möglich. Es stehen sich seit demselben nicht mehr zwei Heere gegenüber, sondern wir sehen auf der einen Seite ein siegreiches, ohne Widerstand von Stadt zu Stadt vordringendes Heer, auf der anderen ein in seiner Auflösung begriffenes Land, eine Regierung ohne Stabilität und Einfluß, einen Feldherrn endlich, der selber den Zauber vernichtet hat, den einige ruhmvolle Erinnerungen an seinen Namen knüpften.

Die Amerikaner sind nur noch einige Meilen von Mexiko entfernt. Wird mit dem Traktat, welchen sie der in der Hauptstadt der Republik heute vorhandenen Regierung diktiert werden, Alles beendet seyn? Wenn selbst die Provinzen, die der Gegenstand des allgemeinen Wunsches in der Union sind, dieser anheimfallen, wird die Installation des Yankee-Gouvernements nicht eben so viel Blut, als die Eroberung kosten? Wie dem auch sein mag, die Union wird vor keinen Dpsern zurückschrecken im Angesicht der Vortheile, welche das endliche Gelingen ihrer Absichten ihr verspricht. Ein wenig Gold, ein bißchen Blut — damit ist das weite Gebiet nicht zu theuer bezahlt, das sie sich über kurz oder lang inkorporiert haben wird. Ohne uns in unnütze Hypothesen über die Phasen zu verlieren, welche der Kampf der beiden Republiken noch zu durchlaufen haben kann, wollen wir uns nur an einige Thatsachen halten, die mit Evidenz aus unserer Erzählung hervorgehen. Bedrohen die Entwürfe der Amerikaner, wie sie ihr Feldzugsplan uns enthüllt, die Interessen Europa's? Sieht es innerhalb der mexikanischen Nation noch Elemente der Ordnung und Stabilität, die sich beim Widerstand gegen jene Entwürfe verwenden lassen? Das sind die beiden Fragen, auf welche der Gang der Ereignisse naturgemäß leitet.

Man darf die Ansprüche, welche die Amerikaner augenblicklich mit den Waffen geltend machen, weder zu hoch noch zu gering anschlagen. Wer in dem gegenwärtigen Kriege nur eine Folge der texanischen Gränzfreitigkeiten sieht, der mißt den Ehrgeiz der Union mit einem sehr verkleinernden Maßstabe, wer ihr die Absicht beimißt, ganz Mexiko zu erobern, der stellt sich, dünkt uns, diesen Ehrgeiz größer vor, als er heute noch ist. Unserer Ansicht nach handelt es sich in diesem Augenblick für die Vereinigten Staaten weder um die Entscheidung einer Rechtsfrage, noch um eine Eroberung, die ihnen lästiger, als nützlich sein würde. Sie haben von der unermesslichen Beute, die das Kriegsglück ihnen zugetheilt, schon im Voraus das, was sie behalten wollen, bezeichnet, und wenn sie auf ihre Fahnen die stolze Devise schreiben: Bis zu Montezuma's Palaß, so war damit weiter nichts als nur Täuschung beabsichtigt. Es lassen sich in dem Feldzuge der Union zweierlei Operationen unterscheiden: — Die Besetzung des ungeheuren Halbmondes, der sich von Tampico im Osten bis westlich nach Monterey und dem Hafen von San Francisco in Kalifornien erstreckt — dann der Marsch auf Mexiko, um für die thatsächliche Besitznahme die Weiße eines Vertrages zu erhalten. Die Haltung der amerikanischen Generale während des Krieges läßt über diesen doppelten Zweck keinen Zweifel übrig. General Taylor trat mehr als Befreier und Kolonistator, denn als Feldherr auf, die Presse wurde benutzt, um der Union die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen, das Occupationsheer wurde auf eine Weise im Lande zerstreut, die, strategisch unverzeihlich, sehr wohl den Prinzipien einer zweckmäßigen Colonisation entsprach. Dieser ganze erste Theil des Feldzuges war für den amerikanischen Ehrgeiz von weit höherer Wichtigkeit, als der zweite, der Marsch auf Mexiko.

Die Provinzen, in welchen das Heer der Union ihren Kolonisten den Weg gebahnt, wurden von jenem kaum rascher erobert, als von diesen bevölkert. Der Staat Chihuahua mit seinen Kupferminen, der Staat Sonora mit seinen Goldgruben, Kalifornien, Zatecas, Durango, Bolanos, diese unererschöpfliche Quelle edler Metalle, sie sind — es ist vollendete Thatsache — in den Händen der Amerikaner. Im Besitz dieser Minen gebietet Amerika über den europäischen Handel, Amerika wird alle ihre Einkünfte zu seinem Vortheil in Beschlag nehmen und durch Metall das Papiergeld ersetzen, auf welches sich dann Europa reduziert sehen dürfte. Der Anschluß von Texas war nur das Vorspiel dieser gigantischen Eroberung, über deren Tragweite man sich so lange getäuscht, die zu verhindern man so wenig verstanden hat. Allein, wenn nichts geschehen ist, kann auch nichts mehr geschehen.

Wäre für Mexiko eine Regeneration unmöglich, so wäre die Unterjochung des Landes das Einzige, was übrig bliebe, Unterjochung wäre besser als Anarchie, allein auf so einfache Weise läßt die Frage sich nicht stellen. Trotz der zunehmenden Desorganisation der Gesellschaft, sind doch in Mexiko nicht alle Zeichen der Lebenskraft verschwunden. Die Existenz einer Partei, die um jeden Preis — selbst um den einer vollständigen Aenderung der Verfassung — die Kräftigung der vollziehenden Gewalt begehrt, ist ein Symptom, das nicht außer Acht gelassen werden darf. Schon gewann diese Partei Terrain, als unglück-

licherweise die Invasion der Amerikaner der Anarchie und dem Ehrgeiz Santana's neue Chancen gewährte. Die monarchische Partei — denn monarchisch ist jene Partei — mußte sich in das Dunkel der Verborgenheit zurückziehen, und die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt war, zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Bemerkenswerth ist es, daß seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den beiden Republiken kein ernsthafter Versuch einer Intervention in die Angelegenheiten des Landes das Vorhandenseyn einer monarchischen Partei angedeutet. Der Klerus ist gleichgültig geblieben einer protestantischen Invasion gegenüber, die reichen Eigenthümer, welche die Begründung einer Monarchie in Mexiko wünschen, haben sich nicht gerührt beim Eindringen einer handelsnden, industriellen Nation, welche die Invasion zum Theil aus bloßem Interesse unternommen hatte. Wollte man aber auch annehmen, die monarchische Partei könne eines Tages in Mexiko zu einer reellen Autorität gelangen, dürfte man sich ihr in ihren Hoffnungen beigefellen? Wir gestehen es, das, was uns dieser Partei geneigt macht, ist weniger ihr Ziel, als es ihre Sympathien mit Europa sind. Die Uebel, auf deren Heilung es ankömmt, dürfen nicht bloß einem schlechten Regierungs-Systeme zugeschrieben werden. Was Mexiko bisher am meisten geschadet hat, ist sein zu großes Selbstvertrauen; es empfängt heute die Strafe dafür. Wird es eine so herbe Lehre zu benutzen wissen? Es hat gegen Europa, nur zu häufig einen unverföhnlichen Haß gezeigt. Gern möchte man hoffen, daß der Ausgang des gegenwärtigen Krieges wenigstens das Gute hätte, den einsichtigeren Theil der Nation zu edleren, gesünderen Tendenzen zurückzuführen. Unserer Meinung nach hängt das Heil Mexiko's überhaupt nicht vom Triumph irgend einer Partei ab, sondern von einer weit tiefer gehenden, weniger die Prinzipien als die Sitten, umgestaltenden Revolution. Statt den Einfluß Europa's abzuweisen, mußte sich Mexiko demselben vielmehr mit Eifer überlassen; das Studium unserer Ideen, unserer Institutionen könnte die locker gewordenen Bande wieder zusammenziehen, die gesunkene Nation von neuem erheben.

### Mannigfaltiges.

— Narvaez. Bei der gegenwärtigen, höchst eigenthümlichen Stellung, welche Narvaez nach seiner verunglückten Gesandtschaft, die einem Aprilscherz weit ähnlicher sieht, als einer ernsthaften politischen Mission, theils dem alten theils dem neuzubildenden Ministerium theils der Königin Isabella selbst gegenüber eingenommen hat, ist der endliche Ausbruch der Krisis, worin Spanien schon so lange geschwebt, mit größerer Wahrscheinlichkeit denn jemals zu erwarten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der General, der einzig konsequente und energische Mann am spanischen Hofe, früher oder später abermals, und vielleicht mehr als ehemals, in den Vordergrund treten werde. Vielleicht begegnen wir deshalb dem Wunsche unserer Leser, wenn wir ihnen eine kurze Uebersicht der Laufbahn des Generals mittheilen. — Narvaez stammt aus einer edlen Familie. Sohn des Grafen von Canada-Alta, einem alten andalusischen Geschlechte, trat er nach der Restauration von 1814 unter Ferdinand VII. als Unterlieutenant in die königliche Garde ein. Bei den revolutionären Bewegungen des Jahres 1820 trat er auf die Seite der Liberalen und wurde Adjutant Mina's. Nach der Restauration von 1823 wurde er auf unbestimmte Zeit verabschiedet und genöthigt, sich von der Armee und den Staatsgeschäften fern zu halten, bis im Jahre 1832 Marie Christine die Liberalen gegen die für Karl V. in die Schranken tretenden Royalisten zu Hülfe rief. Während des nun ausbrechenden Bürgerkrieges diente Narvaez unter den Fahnen der Christinos und legte bei verschiedenen Gelegenheiten Proben von großem Mut ab, ohne sich jedoch gerade durch anderweitige kriegerische Talente auszuzeichnen. Seine Tapferkeit wurde übrigens durch eine an Barbarei gränzende Grausamkeit besetzt, und vorzüglich war es Arragonien, welches das Andenken an seine blutigen Verfolgungen und Hinrichtungen noch jetzt nicht verloren hat. Man erzählt, daß er auch Frauen, Mädchen und selbst unmündige Kinder nicht geschont hat. Als im Jahre 1840 die Königin Christine und die Partei der Moderirten vertrieben wurde, begleitete Narvaez die erstere nach Frankreich, wo er einen ihrer ergebensten Hofleute und geschicktesten Agenten machte. Es scheint damals in seinen Grundsätzen eine große Veränderung vorgegangen zu seyn, denn der ehemalige Adjutant Mina's bekannte sich in den Pariser Salons zu den absolutistischsten Ideen und ließ in dieser Beziehung selbst die Ansichten derer weit hinter sich zurück, die er früher als zur retrograden Partei gehörig bekämpft hatte. Mit großer Offenheit befehdelte er die Repräsentativ-Regierung, indem er die Ueberzeugung kund gab, daß sie für Spanien ein Uebel, eine Unmöglichkeit sey, und daß die Ruhe in diesem Lande nur durch die Wiedereinführung des alten Regierungssystems, ja der Inquisition hergestellt werden könne. Im Jahre 1843, zur Zeit der Pronunciamentos gegen Espartero, war er es, der aus Paris das Geld nach Spanien schaffte, welches Christine zur Vernichtung des Dictator's zu opfern beschloß. Er stellte sich an die Spitze der Bewegung zu Valencia. — Sein Ministerium, seine Börsenintriguen, seine Zwistigkeiten mit Christine, seine Gewaltmaßregeln gegen die Freiheit der Person und der Presse sind zu neu und deshalb zu bekannte Fakta, um hier wieder erzählt zu werden, eben so seine Verbannung nach Frankreich und ganz neuerdings seine Ernennung als Gesandter und das Mißlingen seiner Mission nach Madrid.